

jede vertiefte Beschäftigung mit der Geschichte Roms, der Papstgeschichte, ja der allgemeinen Kirchengeschichte des Mittelalters ist dieser schmale, aber inhaltsreiche Band künftig unentbehrlich. *Ulrich Köpf*

HERMANN EHMER: Der Gleißende Wolf von Wunnenstein. Herkunft, Karriere und Nachleben eines spätmittelalterlichen Adeligen (Forschungen aus Württembergisch Franken Bd. 38). Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1991. 256 S. Ln. DM 48,-.

Als Ausgangspunkt seiner Untersuchung wählte Hermann Ehmer den geographischen Ort Wunnenstein, einen Ausläufer der Löwensteiner Berge. Er geht auf die Geschichte der Kirche St. Michael wie der Burg ein, die sich auf den beiden Kuppen dieser Anhöhe befanden. Die Familie von Wunnenstein erhielt um 1300 die Burg als Lehen von den Grafen von Württemberg übertragen. Anschließend werden im *ersten Teil* der Arbeit die Genealogie der Familie von Wunnenstein, ihr Konubium, ihre Besitzverhältnisse, ihr kirchliches Stiftungsverhalten und ihr Verhältnis zu den Grafen von Württemberg beschrieben. Es handelte sich um eine typische und völlig unbedeutende Niederadelsfamilie. Nicht einmal als Nonnen in den Klöstern machten ihre Mitglieder Karriere.

Vor diesem Hintergrund entwirft Ehmer im *zweiten Teil* des Buches dann das Bild Wolfs von Wunnenstein, der 1361 erstmals genannt wurde und 1413 verstarb. Wolf stammte aus einer Linie der Wunnensteiner, die keinen Anteil an der Burg Wunnenstein mehr hatte und wohl in Mühlhausen an der Enz ansässig war. Der »Gleißende Wolf« trat 1367 ins Blickfeld der Geschichte, als er zusammen mit Graf Wolf von Eberstein im Wildbad (= Teinach) einen Überfall auf Graf Eberhard II. von Württemberg verübte. Dabei ging es nicht nur um den Versuch der Gefangennahme zum Zweck der Lösegeldforderung. Vielmehr stand der Anschlag auch im Zusammenhang der württembergischen Expansionspläne gerade gegenüber den Grafen von Eberstein. Aus dem Scheitern des Überfalls zog Wolf von Wunnenstein die Konsequenz: Er tauchte zunächst beim Rheingrafen unter, der sich ebenfalls in Auseinandersetzung mit Württemberg befand, führte dann als »Condottiere« Fehden durch und begab sich schließlich ganz in den Dienst geistlicher und weltlicher Landesherrn. 1384 ist er als Heerführer des als pfälzischer Kandidat zum Bischof von Speyer providierten Nikolaus von Wiesbaden belegt, dem er sein Bistum erstritt. Wolf stand später als Rat auch im Dienst der Markgrafen von Baden. Die ihm für seine kriegerischen Leistungen ausbezahlten Erfolgshonorare erlaubten es Wolf von Wunnenstein, ein so beträchtliches Kapitalvermögen anzusammeln, daß er gerade den Erzbischöfen von Mainz gegen Zins erhebliche Kredite gewähren konnte. Als Pfand wurden ihm dabei Kurmainzer Besitzungen übertragen, die er dann auf Zeit und bis zur Rückzahlung seines Kapitals als Amtmann der Erzbischöfe verwaltete. Mit den Arrondierungsbemühungen der aufstrebenden Territorialstaaten gerieten in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nicht nur der Niederadel, sondern auch die auf ihren Freiheiten beharrenden Städte in Konflikt. In der Schlacht von Döffingen 1388 focht Graf Eberhard II. von Württemberg gegen das Aufgebot der vereinigten Städte. Wolf von Wunnenstein griff als Anführer der Truppen des Bischofs von Würzburg in die Kampfhandlungen ein und sicherte dadurch dem Württemberger doch noch den Sieg. In der Folge führte Wolf noch mehrere Fehden gegen einzelne Städte, wobei es um Entschädigungen für die vorangegangenen Auseinandersetzungen ging. Wolf von Wunnenstein, auf dessen Besitz, kirchliches Stiftungsverhalten und Nachfahren Ehmer ebenfalls eingeht, kann als Vertreter des Niederadels gelten, der einen sozialen Aufstieg aus zwei Gründen schaffte: Nach dem gescheiterten Überfall von »Wildbad« wandte er sich von seinen Standesgenossen ab und begab sich in den Fürstendienst, den er sich entlohnen ließ. Wolf setzte dann nicht mehr auf eigene Grundherrschaft, sondern nutzte konsequent die Möglichkeiten der aufkommenden Kapitalwirtschaft zur weiteren Mehrung seines Vermögens. Seine Erben sanken wieder in die Bedeutungslosigkeit ab.

Im *dritten Teil* seiner Studie behandelt Ehmer das Nachleben des »Gleißenden Wolfes« vom 16. Jahrhundert an. Im 19. Jahrhundert stilisierte Ludwig Uhland die Gestalt Wolfs von Wunnenstein um und benutzte sie als »historische Begründung« seiner Forderung nach Wiedereinführung des »guten, alten Rechts«, die er gegen den neuen württembergischen Staat erhob. Uhlands populäre Balladen gingen jedoch bald auch in die Staatsideologie der württembergischen Monarchie ein, wobei die politischen Akzente wiederum umgemünzt wurden. So stellte der Freskenzyklus im Stuttgarter Neuen Schloß Wolf von Wunnenstein als Retter Württembergs in der Schlacht von Döffingen dar und integrierte ihn damit einer dynastischen Geschichtsauffassung. Ihrzufolge war das Haus Württemberg, das Bindeglied des neuen Staates, aus kleinen Anfängen und trotz aller Krisen mit Gottes Hilfe unaufhaltsam emporgestiegen. Als Höhepunkt dieser Entwicklung stellte schon J. D. G. Memminger die Herrschaft der Könige Friedrich und

Wilhelm I. dar. Die Burgruine Wunnenstein wurde jetzt entgegen allen historischen Zusammenhängen mit der Gestalt Wolfs von Wunnenstein in Verbindung gebracht und avancierte zum »vaterländischen Denkmal«. Anschaulich schildert Ehmer den Niederschlag dieser Bemühungen in Dichtung und Historiographie, die Gedenkfeiern und die Errichtung eines Aussichtsturmes auf dem Wunnenstein bis ins Jahr 1937. Endpunkt seiner Darstellung ist die Eröffnung der Autobahnraststätte Wunnenstein im Jahr 1970.

Ehmer stand für seine Untersuchung nur eine schmale Quellenbasis zur Verfügung. Es ist ihm durch sorgfältige Interpretation und die Verbindung der belegten Fakten mit den übergeordneten Bezügen der vergleichenden Landesgeschichte wie der Niederadelsforschung jedoch gelungen, die Geschichte der Familie Wunnenstein und die Biographie Wolfs von Wunnenstein prägnant herauszuarbeiten. Die breitere, gerade chronikalische Überlieferung zum Überfall von »Wildbad« und zur Schlacht von Döffingen analysierte Ehmer kritisch, was es ihm ermöglichte, Realität und Aussageintention der einzelnen Quellen gegeneinander abzugrenzen. Wichtig ist Ehmers Arbeit jedoch auch für die Neue und Neueste Geschichte. Am konkreten Fall zeichnet er nach, wie Ereignisse des späten Mittelalters im 19. und noch im 20. Jahrhundert zur Begründung verschiedenster politischer Ideologien und Ziele nutzbar gemacht wurden. Es läßt sich hier einmal nachvollziehen, wie Geschichtstraditionen auch noch in neuester Zeit entstehen, gegen deren Wirkungsmächtigkeit die Fachhistoriker dann nur mit Mühe ankommen. Weitere derartige »ideologiekritische« Studien sind nicht nur für Württemberg ein Desiderat.

Bernhard Neidiger

KARL AUGUSTIN FRECH: Reform an Haupt und Gliedern. Untersuchungen zur Entwicklung und Verwendung der Formulierung im Hoch- und Spätmittelalter (Europäische Hochschulschriften. Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften Bd. 510). Frankfurt am Main: Peter Lang 1991. 456 S. Kart. DM 99,-.

Wer sucht, der findet. Der Historiker – Sucher des Wortes. Im Falle des Verfassers Sucher der bekannten Formel »reformatio (ecclesiae) in capite et membris«. In gewaltiger Fleißarbeit hat er Berge von gedruckten Quellen und Sekundärliteratur durchforstet, um in einer Art begriffsschemischen Lackmustests Schritt für Schritt das Vorkommen oder Fehlen ebendieses »gesuchten Ausdrucks« (254 und passim) zu dokumentieren. Die Grenzen dieser »Methode« werden dabei offenkundig. Ihre unvermeidliche Blickverengung könnte aber auch nützlich sein, ja ein großes Forschungsdesiderat einlösen helfen: Wenn es nämlich gelänge, am dünnen Leitfaden dieses einen Begriffs Geschichte und Selbstverständnis der mittelalterlichen Kirchenreform prüfend zu durchmessen und dabei – was bisher notorisch fehlte – die beiden in besonders hohem Maße durch »Reform« geprägten Epochen, nämlich des »gregorianischen« Hochmittelalters einerseits und der sog. Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts andererseits, in Verbindung zu bringen. Vorausgesetzt freilich, der Begriff besitzt wirklich die ihm hier zugemessene Zentralbedeutung, die es gestattete, Reform qua Reformformel zu verfolgen.

Natürlich bleibt Frech nicht beim Formelsuchen stehen; er unternimmt es, seine Befunde zu deuten und in die mittelalterliche Reformproblematik einzubetten. Wenn auch eine »Geschichte der Kirchenreform« nicht einmal intendiert sein konnte, hat er doch zu diesem Thema einige wichtige neue Erkenntnisse aufgezeigt bzw. bekannte untermauert.

Das Buch – eine bei Harald Zimmermann in Tübingen entstandene Dissertation –, beginnt mit dem Basler Konzil (1431–1449) und endet mit dem Konstanzer (1414–1418). Das Basiliense dient lediglich als Einstieg, der die Reformformel in voller Blüte zeigt, denn es geht dem Verfasser um die Genese der »Formel« vom ersten Auftreten bis zum Beginn ihres allgemeinen Durchbruchs (16). So setzen die Pontifikate des 12. Jahrhunderts und das Constantiense den zeitlichen Rahmen. Die bis in die Handbücher verbreitete Ansicht von der Ubiquität der »Formel« im Spätmittelalter, wird, um dies gleich vorwegzunehmen, stark relativiert.

Von der richtigen Prämisse ausgehend, daß »Kirchenreform immer verbunden ist mit den ekklesiologischen Konzeptionen der Reformer« (16), erörtert der Verfasser zuerst diese kirchentheoretischen Grundlagen. Sie liegen ebenso wie der christliche reformatio-Begriff (vgl. 91–99) bereits bei Paulus, in seinen Metaphern von der Kirche als Körper, als Organismus bestehend aus »caput« (Christus) und »membra« (Gläubige). Der vertikale Wirkzusammenhang zwischen Haupt und Gliedern im Guten wie im Schlechten, also in Mißstand wie Reformimpuls, ist offenkundig. Der in den Quellen oft zitierte, wohl auf Is. 1,5–6 fußende Satz *Languescente capite reliquum postea corpus morbus invasit* trifft den Sachverhalt